



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Susanne

Roman

Montépin, Xavier de

Wien [u.a.], 1877

V. Der König des Octavformats.

urn:nbn:de:hbz:466:1-44734

drei und ein halbes Viertel, was sie schreiben, nicht verkauft, hat man zuletzt, wenn Verfasser, Buchdrucker, Papierhändler und Buchbinder bezahlt sind, die Bescherung von ganzen Ballen, welche die Magazine anfüllen und sich niemals absetzen lassen . . ."

„Mein Gott,“ entgegnete Ernest mit einem etwas verzerrten Lächeln, „reden Sie doch nicht schlimm von den Romantifern, ich bitte Sie . . .“

„Warum?“

„Weil ich selbst . . .“

„Ah! ah!“ fiel der Verleger ein, „Sie schreiben Romane, mein Herr?“

„Mein Gott! ja.“

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“

Ernest nannte sich.

Dann fügte er sogleich hinzu:

„Mein Name wird Ihnen freilich noch ganz unbekannt sein?“

„In der That, mein Herr.“

„Das ist nicht zu verwundern, ich beginne erst meine literarische Laufbahn, und zu diesem Ende bin ich heute gekommen, um Ihnen einen kleinen Besuch zu machen . . .“

Ernest hielt inne in Erwartung einer Antwort. Aber der Verleger sprach keine Sylbe. Bloß sein Gesicht hatte sich auf seltsame Weise verdüstert.

V.

Der König des Octavformats.

„Kurz,“ entgegnete Ernest, indem er sich mit seinem ganzen Muthe waffnete, „ich habe einen Roman verfaßt und komme Sie zu fragen, ob Sie ihn in Verlag nehmen wollen . . .“

Herr Baudry hob beide Hände zum Himmel oder vielmehr zum Plafond empor mit bestürzter und verzweifelnder Miene.

„In Verlag nehmen?“ wiederholte er.

„Es sind nur zwei Bände,“ bemerkte Ernest.

„Zwei Bände! Großer Gott! und was soll ich damit thun?“

„Sie drucken lassen, und in Ihren Katalog einreihen.“

„O, mein Herr, wo denken Sie hin?“

„Nun, wieso?“

„Zwei Bände, in jehiger Zeit! man sieht wohl, daß Sie mit dem Buchhandel nicht vertraut sind.“

„Finden Sie, daß zwei Bände zu wenig sind für einen Roman?“

„Zu viel, mein Herr, viel zu viel!“

„Man kann indeß kaum ein Werk schreiben, das nur Einen Band hat.“

„Man kann gar keinen schreiben, mein Herr, und sehen Sie, das soll man thun.“

„Bedenken Sie, daß ich in Bezug auf Honorarbedingungen gar nicht schwierig wäre.“

„Ein Manuscript, mein Herr, das man gar nicht bezahlt, ist heut zu Tage schon zu theuer.“

„Sie honoriren aber doch Ihre Schriftsteller?“

„Ach, ich bezahle sie nur zu hoch, ich habe aber diese Thorheit eingesehen, und man wird mich nicht wieder dazu bringen. Bedenken Sie nur, ich kann nicht einmal fertig werden mit dem Absatz der Romane des Herrn Vicomte Tronsondu Portail, und doch ist dieser junge Schriftsteller in den höchsten Zirkeln bekannt und stammt in gerader Linie ab von Bayard oder von Duguesclin, vielleicht gar von beiden. Die Aristokratie sollte seine Werke verschlingen, es wird aber beinahe nichts verkauft.“

„Bei der Stimmung, in welcher ich Sie sehe, mein Herr, scheint es mir sehr schwierig, daß wir uns verständigen werden.“

„O, mein Herr, es ist nicht bloß schwierig, sondern unmöglich, ganz unmöglich!“

„Sie wollen diese zwei Bände nicht einmal lesen?“

„Wozu das?“

„Nun, um zu erfahren, ob das, was ich Ihnen anbiete, gut oder schlecht ist.“

„O, ich bin überzeugt, daß es vortrefflich ist, man braucht Sie ja nur zu sehen, mein Herr, und Ihre geistreiche Unterhaltung zu hören, um auf Ihre Verdienste schließen zu können; allein wenn auch Ihr Buch ein Meisterwerk wäre, die gegenwärtigen Zeitumstände erlauben mir nicht, dasselbe zu verlegen. Sehen Sie, meine Collegen lassen mehr drucken als ich, ohne Zweifel können Sie sich mit diesen verständigen. Glauben Sie ja nicht, mein Herr, es sei böser Wille von mir, nein, aber materielle Unmöglichkeit ist's. Wie soll ich mich mit einem neuen Verlagsartikel befassen? Morgen reise ich in die Normandie auf mein Landgut, dort will ich eine neue Bewässerungsmethode versuchen, von der man sich viel Gutes verspricht. Mit diesem neuen System kann man, wie es scheint, in zwei Jahren den Ertrag der Ländereien vervierfachen . . .“

Ernest nahm sehr entmuthigt sein Manuscript wieder unter den Arm und verließ diesen Verleger, welcher so lebhaft mit Landwirthschaft sich beschäftigte, um seine Schritte nach der Sanct-Jakobstraße zu lenken.

Seine Unterredung mit dem Herrn von Potter unterschied sich sehr wenig von jener, die wir eben unseren Lesern mitgetheilt haben.

Herr von Potter hatte Ernest, um den Verlag des Manuscriptes abzulehnen, eben so peremptorische Gründe angegeben, wie Herr Baudry. Diese Gründe waren zwar anderer Färbung, aber sie besagten das Nämliche.

Ernest zauderte lang, bevor er sich auf den Weg zu Herrn Cadot begab.

„Bei dem ersten Worte, das ich sprechen werde,“ dachte er, „wird mir der König der Octavbände unter die Nase lachen. Aber wenn auch! versuchen wir das Glück! wer nichts wagt, gewinnt nichts; übrigens ist es besser, sagt man, sich an den Meister als an den Gesellen zu wenden.“

Als Ernest in der Serpente-Straße Nr. 37 ankam, stand er vor einem großen ehemaligen Hôtel, welches einst ich weiß

nicht mehr welcher erste Parlamentspräsident erbaut hatte. Ein alter, kleiner Thürhüter, verdrießlich und halb taub, solch' ein Typus, wie man sie nur noch bei Daumier und in den Baudewilles des Palais-Royal sieht, stand unter dem Bogen des Thores, auf einen Besenstiel gestützt.

„Ich bitte, ist Herr Cadot, der Verleger, zu Hause?“ fragte Ernest.

„Was?“ bellte der Portier.

Der junge Mann wiederholte seine Frage.

„Im zweiten Stock.“

„Ist er in seiner Wohnung?“

„Sehen Sie nach.“

Ernest ging hinauf und öffnete die Thüre des zweiten Stockwerkes; eine Glocke läutete von selbst. Er ging durch ein Vorzimmer, in welchem Bücher aufgehäuft lagen, dann kam ein großer, schöner Speisesaal mit schwarzen und weißen Würfeln eingelegt, wie ein Damenbrett.

In diesem Saale befanden sich mehrere Personen.

„Ist Herr Cadot zugegen?“ fragte Ernest, sich verbeugend.

„Ja, mein Herr,“ antwortete ein junger Mann, der einen Pack Bücher auf der Schulter trug und eben fortgehen wollte, „gehen Sie dort rechts.“

Ernest trat in ein ungeheures Zimmer, das einst ein Empfangssaal war und jetzt in ein Magazin umgewandelt worden.

Das Octav thronte auf den Büchergestellen, auf den Schreibtischen, kurz überall in seiner Glorie. Die frischgelben Umschläge zeigten in schönen dicken Lettern die lockendsten Titel von der Welt mit all' den berühmten Namen der modernen Literatur.

Ein dicker, großer Herr, ganz grau gekleidet mit Pantalon, Jacke und Gilet, in Pantoffeln und ohne Cravate, rauchte eine Cigarre und theilte Befehle aus.

„Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?“ fragte er.

„Habe ich die Ehre, mit Herrn Cadot zu sprechen?“ fragte Ernest schüchtern.

„Ich bin es, mein Herr.“

„Dürfte ich Sie wohl bitten, mir einige Secunden Gehör zu schenken?“

„Recht gern. Treten wir in mein Cabinet.“

Dieses Cabinet glich nicht so ganz dem Magazin in der Coquillière-Straße. Es hatte ein vorwaltendes Künstlergepräge. Ueber einem runden Schreibtische, auf welchem Briefe, Manuscripte, Probeblätter 2c. 2c. lagen, sah man ein sehr schönes Portrait von Alexander Dumas in Pastell, nach dem herrlichen Originalbilde von Girard. Etwas weiter entfernt hing ein großes Bild auf Holz, eine bemerkenswerthe Composition von Teniers, dem Vater; dann noch andere moderne Gemälde von Kunstwerth; dann Statuetten u. s. w. Auf einem anderen, kleineren Schreibtische standen offene Kistchen voll Cigarren.

Cadot rückte Ernest einen tiefen, gepolsterten Lehnstuhl hin und nahm selbst Platz.

„Ich höre, mein Herr,“ sagte er dann.

Der junge Romantiker blickte den bedeutenden Verleger schüchtern an. Die Physiognomie dieses Letzteren hatte nichts Abschreckendes. Sein volles, wenig gefärbtes Antlitz hatte den Ausdruck von Geist und Gutmüthigkeit. Der Blick war lebhaft und die Lippen lächelnd.

„Mein Herr,“ sagte Ernest, ermutigt durch diese wohlwollende Physiognomie, „ich beginne unmittelbar mit der Frage und falle, wie man zu sagen pflegt, mit der Thür ins Haus.“

„Sie haben Recht. Um was handelt sich's?“

„Ich habe einen Roman geschrieben.“

„Das vermuthete ich.“

„Ah, Sie vermutheten?“

„Ja.“

„Und aus welchem Grunde?“

„Nun, sehr einfach wegen dieses Manuscriptes welches Sie da sorgsam eingepackt tragen, und das hübsch dick zu sein scheint. Ich bin durchaus kein Hexenmeister.“

„Nun, mein Herr, so errathen Sie auch ohne Zweifel den Beweggrund, der mich hieher führt?“

„O vollkommen! Sie kommen zu Cadot, damit Cadot Ihr Verleger werde.“

„Ich sehe wohl ein, mein Herr, wie ehrgeizig dieser Wunsch ist. Darf ich indeß hoffen?“

„Sie haben ein sehr einnehmendes Aeußere, mein Herr, und ich möchte Ihnen von ganzem Herzen dienen, doch leider ist's unmöglich.“

„Unmöglich?“

„Ganz und gar.“

„Warum?“

„Die Frage, welche Sie da stellen, ist mir seltsamerweise jede Woche fünf- oder sechsmal von jungen Leuten gestellt worden, welche sich in derselben Lage befanden wie Sie, und ich will Ihnen die nämliche Antwort geben, welche ich Jenen gab: es ist unmöglich, weil Sie noch keinen Namen in der Literatur haben und folglich ein Buch von Ihnen eine Waare ist, die man nicht absetzt.“

„Doch, mein Herr, wenn sich Talent im Buche zeigt?“

„Ach, mein Herr, es ist traurig zu sagen, aber das Talent hat keine große Geltung. Wir sind in einer Epoche angelangt, wo das Publicum derart blasirt und gleichgiltig ist, daß es durchaus Namen will und sich nicht entschließen könnte, den Roman eines unbekanntem Verfassers zu lesen.“

„Was ist aber da zu thun?“

„Machen Sie sich bekannt.“

„Wo.“

„Das weiß ich nicht.“

„Die anderen Verleger werden mir dieselbe Antwort geben, die Sie mir geben.“

„Wahrscheinlich.“

„Die Journale werden zweifelsohne daselbe thun.“

„Gewiß.“

„Um auf das Pferd zu steigen, ist es aber doch unerläßlich, den Fuß in den Steigbügel zu setzen.“

„Unbestreitbar.“

„Nun denn, wenn Niemand den Steigbügel hält, so muß man eben auf der Erde bleiben.“

„Mein Herr, soll ich Ihnen meine Gedanken freimüthig und offen heraus sagen?“

„Ich bitte darum.“

„Nun, wenn Sie wirklich Talent besizen, so werden Sie sich bekannt machen, obwohl ich nicht weiß, wie Sie das anfangen sollen oder wollen; aber das Talent bricht sich immer Bahn.“

„Wie aber soll ich das anfangen?“

„Ich wiederhole Ihnen, daß ich es nicht weiß.“

„Helfen Sie mir ein wenig, geben Sie mir eine Idee, wenn ich bitten darf.“

„Nun, so hören Sie: versuchen Sie es mit einem Mitarbeiter. Besuchen Sie einen unserer beliebten Autoren und bewegen Sie ihn, daß er Ihnen das Patronat seines Namens gewähre . . .“

„Mein Werk sollte einen anderen Namen tragen? . . . Nimmermehr!“

„Ueber diese Frage der Eigenliebe muß man sich hinwegsetzen: das Mittel ist gut, glauben Sie mir. Ich kann Ihnen Beispiele anführen; der Verfasser der „Ritter vom Landsknecht“, ich meine den einzigen und wahrhaften Verfasser, Jenen, der als zweiter genannt ist auf den Umschlägen des Buches. Ließ er nicht bei den zehn Bänden dieses Romans, dessen Erfolg ungeheuer war, den Namen eines anderen Schriftstellers voraussetzen, der viel Talent hatte und bereits bekannt war? Hat das den jungen Romantiker gehindert, sein Ziel zu erreichen? Nein, hundertmal nein! Nun denn, wo wäre er heute, wenn er nicht bei seinen Erstlingswerken diese Eitelkeitsfrage ganz beiseite gelassen hätte?“

„Wenn ich mich aber dazu entschließen wollte, an wen soll ich mich wenden?“

„O, Sie haben nur die Verlegenheit der Wahl; sprechen Sie mit Dumas, mit Foudras, mit Montèpin . . .“

„Werden aber diese Herren darauf eingehen?“

„Das ist etwas Anderes, das weiß ich nicht, ich sage Ihnen nur, daß ich, wenn sie es eingehen, Ihren Roman verlege.“

„Wo finde ich Dumas?“

Cadot blickte auf einen Band der „Musketiere“, welcher soeben im Drucke erschien.

„In Brüssel,“ sagte er dann, „er ist diesen Morgen abgereist.“

„Ah!“ rief Ernest.

Dann fragte er weiter:

„Und Foudras?“

„Er rührt sich nicht aus Bourbon l'Archambault (Allier).“

„Teufel! das ist ein bischen weit.“

„O nein, in drei Tagen kommen Sie hin und wieder zurück.“

„Und Montépin?“

Cadot wühlte in seinen zerstreuten Papieren auf dem Schreibtisch. Er nahm ein viereckiges Briefcouvert, blau gestreift und roth gesiegelt.

„Sein letzter Brief,“ sagte er, „trägt den Stempel von Croisic in der Bretagne, er muß noch dort sein; wenn Sie sich morgen Früh auf den nach Nantes fahrenden Zug setzen, so treffen Sie ihn sicher noch dort und eben im Begriffe, sich mit seinem neuseeländischen Hunde im Meere zu baden. Es sind ja nur hundertfünfzig Meilen hin und eben so viele zurück, eine Bagatelle!“

Diese Bagatelle erschreckte aber doch Ernest, und der Arme dachte bei sich, daß die Illusion des Octavs im gelben Umschlag schwand, um auf jene der Repräsentation überzugehen.

Drama und Roman fielen zusammen in den Schoß der Werke, die nie erscheinen. Er verbeugte sich schweren, düsteren Herzens vor Cadot, der ihn mit der größten Artigkeit bis vor die letzte Thüre seiner Wohnung führte, und kehrte zurück in die Seine-Straße betrübter und niedergeschlagener als ein Jäger, der keine Beute nach Hause bringt.

Ernest war wirklich auf der Jagd gewesen. Ach! auf der Jagd nach Chimären! —

* * *

Es stand aber im Buche des Schicksals geschrieben, daß „Wie die Frauen sich zu Grunde richten“ dennoch am großen Tage der Deffentlichkeit blühen würde.

Ernest sprach von seinem neuen Anstern mit seinem Freunde, dem einflussreichen Criticus. Dieser lächelte und führte ihn zur „neuen Buchhandlung“. Ernest bestritt die Kosten der Auflage, des Papiers, des Bindens und der Ankündigungen.

Sein Werk wurde gedruckt und feilgeboten.

Und nun vernehme man die Resultate dieses Unternehmens nach Verlauf von drei Monaten:

Am Tage der Verkaufsanzeige lagen im Magazine fünfhundert Exemplare. An Susanne wurden zehn Exemplare verabfolgt. Den Freunden von Ernest wurden zwölf Exemplare übersandt.

Für sich selbst behielt er drei Exemplare.

Ernest hatte also über fünfundzwanzig Exemplare selbst verfügt und es verblieben im Magazine vierhundert fünfundsiebzig.

Diese lagen schon vier Monate lang unverkauft und unbegehrt.

Armer Ernest! Er ging nun abermals auf die Jagd nach Chimären.